

„Ich habe Peter von Matt und Sibylle Berg nicht gratuliert“

Alain Claude Sulzer, zweimal nominiert für den Schweizer Buchpreis, schreibt, warum er sich die Demütigung, nicht zu gewinnen, kein drittes Mal antun würde



«Ich ergötzte mich nicht am Glück der anderen»: Alain Claude Sulzer (links) beim Schweizer Buchpreis 2012.

Alex Capus erklärte in dieser Zeitung vor einigen Wochen, warum er literarische Wettkämpfe wie das Klagenfurter Wettlesen und den Schweizer Buchpreis stets gemieden habe. Auch Autoren wie Günter Grass, Heinrich Böll, Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt hätten dieses Spiel nicht mitgemacht – was nur zur Hälfte stimmt. Grass und Böll haben sehr wohl an den Wettlesungen der Gruppe 47 teilgenommen, um Preise zu gewinnen, während sich die beiden Schweizer zurückhielten. Es war möglicherweise die Einsicht in die Grenzen der eigenen Schmerzfähigkeit, die sie daran gehindert hat, sich der Konkurrenz zu stellen.

Ich unterstelle weder Alex Capus noch sonst jemandem, die Angst vor der Zurückweisung sei die Ursache ihrer verständlichen Abneigung gegen solche Wettbewerbe. Aber gibt es ein gewichtigeres Argument, sie zu scheuen?

Ich will gewinnen – und das Geld

Der Demütigung, womöglich das Nachsehen zu haben, war sich auch jener junge Autor bewusst, der seine Zusage, beim Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb teilzunehmen, kurzfristig zurückzog. Ich hatte ihn als Juror eingeladen. Er begründete diesen Schritt sinnig mit dem, ihm sei klageworden, dass er die Kränkung, keinen Preis zu gewinnen, nicht ertragen würde. Er hatte das Problem glasklar erkannt: Mitmachen allein genügt ihm nicht. Er wollte gewinnen, sonst nichts. Dass der junge Mann seinen Weg im Literaturbetrieb und auf dem Markt dennoch gemacht hat, kann ich bezeugen, er steht inzwischen regelmässig auf den Bestsellerlisten. Dazu bedurfte es keines Preises in Klagenfurt. Unzählige Autorinnen und Autoren sind in Klagenfurt gescheitert und haben ihren Weg dennoch gemacht – auch ich.

Wer in Klagenfurt leer ausgeht, ist nicht dazu verdammt, ein Nobody zu bleiben, und wer beim Schweizer Buchpreis nicht siegt, ist

kein Nobody, dessen Namen niemand kennt, wie Capus schreibt. Um den Ruhm und die Verkaufszahlen etwa von Charles Lewinsky, der sich rekordverdächtige dreimal erfolglos um den Schweizer Buchpreis bewarb, dürften ihn etliche Gewinner, um die es in den vergangenen Jahren still geworden ist, beneiden. Ob die nominierten Debütantinnen und Debütanten, die kurz im Rampenlicht standen, wieder dorthin zurückkehren, hängt nicht von der Helligkeit des Lichts ab, das sie erfasste, sondern von ihren künftigen Büchern. Nichts anderes zählt.

Ich war zweimal für den Schweizer Buchpreis nominiert und habe ihn zweimal nicht gewonnen. Ich habe den jeweiligen Preisträger Peter von Matt und Sibylle Berg nicht gratuliert, ich habe mich auch nicht über ihren Erfolg gefreut. Dass alle Verlierer sich freuen und einander gratulieren müssen, wie Alex Capus schreibt, gehört schliesslich nicht zu den Teilnahmebedingungen. Ich ergötzte mich nicht am Glück der anderen, sondern war vollauf damit beschäftigt, mich darüber zu ärgern, dass es nicht mir zuteilgeworden war. Und über mich selbst, dass ich mich dem ausgesetzt hatte. Ich hätte doch wissen müssen, wie viele Gründe es gibt, dass andere den Preis erhalten, der qua Selbsteinschätzung allein mir zusteht. Welche Gründe das sind, hängt von der Zusammensetzung der Jury, von Vorlieben und Abneigungen und Themen und Meinungen ab, die den öffentlichen Diskurs bestimmen.

Wer sich um Buchpreise bewirbt, tut es, weil er gewinnen will, an zweiter Stelle kommt das Geld. Das ist nicht ehrenrührig,

Ich hätte doch wissen müssen, wie viele Gründe es gibt, dass andere den Preis erhalten, der allein mir zusteht.

sondern banal. Für die Verlage, Autoren und Organisatoren ist es eine Gelegenheit, zumindest flüchtig ein bisschen Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, sie erfolgt meist nur durch Zeitungsnotizen oder erregte Artikel, in denen die Preiswürdigkeit der Laureaten kontrovers diskutiert wird. Der Leser blättert weiter. Eine Vorstellung davon, wie wenig Notiz die Öffentlichkeit von literarischen Ereignissen nimmt, haben nur die unmittelbar Betroffenen. Wen interessiert es schon, auf welcher Liste man steht.

Jetzt fehlt mir der nötige Ehrgeiz

Ob es eine Frage des Alters ist oder ob es einfach daran liegt, dass wiederholtes Verlieren genügt, um kein drittes Mal antreten zu wollen: Heute blicke ich gelassen auf meine beiden Nominierungen zurück und sage mir: Erfolge und Niederlagen kommen und gehen, ich aber bleibe fürs Erste. Erleichterung ist auch im Spiel, dass mir inzwischen der nötige Ehrgeiz abhandengekommen ist, die Bedingungen in Kauf zu nehmen, die mit einer Teilnahme einhergehen.

Für den Fall, dass ich den Preis gewinnen würde, hatte ich am 10. November 2019 einige Freunde in meine Basler Lieblingsbar eingeladen. Bald sah ich ein, dass die Tatsache, ihn nicht erhalten zu haben, kein Grund war, sie wieder auszuladen. Im Gegenteil. Der Franciacorta floss reichlich, zu essen gab es auch. Ob vom «Trostpreis» in Höhe von dreitausend Franken noch etwas übrig blieb, habe ich ebenso schnell vergessen, wie ich den Ärger über die Niederlage vergass. Als ich am nächsten Tag erfrischt aufwachte, stellte ich fest, dass ich vom Buchpreis nicht einmal geträumt hatte. Das Gleichgewicht zwischen Bescheidenheit und Grössenwahn, Gelassenheit und Neid war wiederhergestellt.

Der Basler Schriftsteller Alain Claude Sulzer war in diesem Jahr für den renommierten Wilhelm-Raabe-Preis nominiert. Erhalten hat ihn Jan Faktor.

Buchfestival in Basel

Nächsten Freitag beginnt die Buch Basel, die am Sonntag mit der Verleihung des Schweizer Buchpreises ihren Höhepunkt findet. Unter vielen anderen stehen die Veranstaltungen mit der Friedenspreisträgerin Tsitsi Dangarembga aus Simbabwe, Laurie Penny und Pankaj Mishra heraus. (PT.)



Lebendige Untote: Agnetha und Anni-Frid.

«Das war ein wenig unheimlich»

Abba feiern in London ihre Auferstehung als digitale Klone. Die Konzerte sind fast immer ausverkauft. Ich bekam ein Ticket – und habe mit 3000 anderen vier Untoten zugejubelt. **Von Peer Teuwsen**

Ich habe den Untergang des Abendlandes gesehen. Und die Zukunft geschaut. Es war so verstörend wie betörend. Zu verdanken habe ich diese Erfahrung zwei Schottinnen. Ich war auf gut Glück in den Olympiapark der englischen Hauptstadt gefahren, in der Hoffnung, doch noch ein Ticket für die restlos ausverkaufte Vorstellung von «Abba Voyage» zu bekommen. Die Abendkasse aber war gar nicht geöffnet, und die Helfer, die die 3000 Menschen in ihren bunten Kostümen in geordnete Bahnen leiteten, zuckten nur bedauernd die Schultern: «Sorry, mate.»

Aber dann standen da Lucy und Alice, Mutter und Tochter aus St. Andrews. Der Vater musste zu Hause bleiben, weil seine Mutter gebrechlich geworden ist. So kam ich in den Genuss eines Drittels ihres gemeinsamen Weihnachtsgeschenks: eines Eintritts zur derzeit gefragtesten Show der Welt. Die legendäre schwedische Pop-Band Abba feiert in Gestalt von digitalen Klonen ihre Auferstehung. Wochenends sogar zweimal täglich.

Schlag 19 Uhr 45 geht das Licht aus – und sie sind wieder da. Auf dem hinteren Teil der Bühne winken Agnetha, Björn, Benny und Anni-Frid in die Menge, tanzen, spielen und singen, als seien die Gesetze des Lebens ausser Kraft gesetzt. Wenn auch ein offenbar etwas lendenlahmer Produzent das Quartett anfangs die beiden müden Songs «The Visitors» und «Hole in Your Soul» performen lässt: Selten hat man Untote so lebendig gesehen. Gut, das mit den Haaren kriegen sie in den 3-D-Animationen noch nicht so richtig hin, und die Augen, sie wirken so tot, wie sie tatsächlich sind. Aber dann kommt «SOS», die Begeisterung nimmt ihren Lauf. Und die reale Live-Band, eine erstaunlich präzise spielende Combo, die leider meist im Schatten bleibt, füllt das digitale Geschehen mit echtem musikalischem Leben. Auf dem grossen und den kleineren Dancefloors (für deren Einlass man 173 Pfund bezahlt) ist kein Halten mehr. Die riesigen Bildschirme vollenden das «bigger than life»-Feeling. Es fällt nur auf, dass die vier immer im hinteren Teil der Bühne bleiben. Eine grössere Nähe zum Publikum erlaubt die Technik nicht.

175 Millionen Dollar hat die Sause gekostet, nach zwei Millionen verkauften Tickets lockt Gewinn. Das wird bald der Fall sein. So wie eine weitere Stadt mit einer «Abba Voyage»-Halle beglückt werden soll.

Das Geheimnis dieses extraterrestrischen Ereignisses ist der perfekte Schwindel. Für 90 Minuten fühlt man sich in seine Jugend zurückversetzt, als das Leben vor einem lag. Die Untoten machen einen herrlich lebendig.

Vor der Zugabe folgt der schönste Moment des Konzerts. Begleitet von Tausenden von farbigen, tanzenden Glühbirnen erklingen «Thank You for the Music» und «Dancing Queen». Nach der Zugabe erscheinen die vier so, wie sie heute aussehen: vom Leben gezeichnet. Ein Schock. Bis man merkt: Das sind ja auch nur digitale Kopien. Da sagt meine schottische Sitznachbarin: «That was little bit scary.» Da hat sie auch wieder recht.